

CHRISTIAN SCHITTICH (Hg.):

Traditionelle Bauweisen. Ein Atlas zum Wohnen auf fünf Kontinenten.

Birkhäuser Verlag, Basel 2019, 384 S., 658 Abb., Pläne und Zeichnungen.

ISBN 978-3-0356-1609-5, € 79,95;

in der gleichen Aufmachung englischsprachig: Vernacular Architecture. Atlas for Living throughout the World. ISBN 978-3-0356-1631-6, 79,95 €

Der Sammelband behandelt in 34 Beiträgen, davon zwei einleitenden des Herausgebers, das, was im Titel als „traditionelle Bauweise“, an anderen Stellen und in der englischsprachigen Ausgabe als „vernakuläre Architektur“, als „Wohnbauten der normalen Bevölkerung“ oder „der einfachen Menschen“ apostrophiert wird, auf allen fünf Kontinenten. Neun betreffen Europa – davon drei Deutschland und drei die Alpenregion, zwei Nord- bzw. Osteuropa und einer die Türkei –, je drei Ozeanien und Amerika sowie vier Afrika, jedoch liegt ein Schwerpunkt mit 13 Beiträgen auf Asien. Jeder Gruppe ist eine Karte des jeweiligen Erdteils vorangestellt, wobei aber leider vergessen wurde, die behandelten Regionen/Orte auf irgendeine Weise genauer zu lokalisieren. In der Regel umfasst jeder Aufsatz sechs bis zehn Seiten einschließlich der immer sehr anschaulichen und oft großformatigen Abbildungen, die sich auf 658 summieren.

Unter den neun Autorinnen und 28 Autoren stammen 26 aus dem Bereich der Architektur, darunter auch der Herausgeber als Chefredakteur der renommierten „DE-TAIL – Zeitschrift für Architektur + Baudetail“ von 1998 bis 2016 und sieben aus den Bereichen Ethnologie, Volkskunde und Kunstgeschichte. Bei mindestens 18 Beiträgen ist der Blick von außen (und zumeist aus Europa) auf die jeweilige Untersuchungsregion bzw. ihre Bauten gerichtet – bisweilen in Kooperation mit einheimischen Institutionen (S. 225). Einige Beiträge sind Ergebnis mehrjähriger Untersuchungs- und Erhaltungsprojekte (wie etwa die fünfjährige DFG-finanzierte Erfassungsaktion in Tibet [S. 190–207] oder die UNESCO-Aktivitäten im Jemen [S. 138–147]), andere stammen aus dem unmittelbaren beruflichen Tätigkeitsfeld der AutorInnen und wieder andere sind Produkt mehr oder minder ausgiebiger Bildungs- bzw. Forschungsreisen. Manche Beiträge können auf Schilderungen früherer Entdecker- und Kolonialreisen, etwa von Forschern im frühen 19. Jahrhundert zu den „Eskimos“ in der Arktis (S. 341f.) oder holländischer Missionare in Indonesien (S. 278–285) zurückgreifen. Allerdings dürfte nicht nur den daraus entnommenen Abbildungen des späten 19. oder frühen 20. Jahrhunderts, sondern auch vielen der Fotografien aus den 1970er (u. a. S. 148ff., 292ff., 328ff.) und 1980er Jahren (u. a. S. 16off.) bereits im frühen 21. Jahrhundert hoher dokumentarischer Quellenwert zukommen angesichts der rasanten „Modernisierungen“ selbst entlegener Zipfel der Welt. Leider sind viele der Fotos nicht datiert, und ebenso bleibt bei den erfreulich zahlreich beigegebenen (Grundriss-)Plänen zumeist unbestimmt, ob der Zustand zur Zeit der Erbauung oder – was eher zu vermuten ist – zur Zeit der Materialerhebung erfasst und wiedergegeben ist.

Aus unserem Sprachraum beschreibt Michael Schimek in gerafftester Form auf acht Seiten mit 13 Abbildungen „Das niederdeutsche Hallenhaus“ in seiner Verbreitung

und seinen Varianten als ländliche Hausform in den Veränderungen von Nutzung und Konstruktion vom Auftauchen im späten Mittelalter bis zum Verschwinden nach 1945, die Forschungsgeschichte nicht unterschlagend (S. 42–49). Konrad Bedal waren 16 Seiten mit 24 Abbildungen zugestanden, in denen er kenntnisreichst die Entwicklung der „Fachwerkhäuser in Süddeutschland“ als Konstruktionsweise in ihrer Blütephase vom 13. Jahrhundert mit den bautechnischen und gestalterischen Wandlungen bis zum Ausklang um 1740 abhandelt (S. 50–65). Beide Autoren weisen ausdrücklich auf die spezialisierten Zimmerleute mit reglementierter Berufsausbildung und -organisation als Schöpfer dieser Holzbaukunst hin (S. 47 bzw. 53). Kerstin Richter zeigt auf acht Seiten mit 19 Abbildungen die konstruktive Variationsbreite der „Umgebinderhäuser im Dreiländereck Tschechien, Deutschland und Polen“ mit ihrem integrierten Anteil an Blockbauten (S. 66–73), die auch den sechsseitigen Beitrag mit zehn Abbildungen von Roland Flückiger-Seiler über „Die alpine Blockbauweise und ihr Einfluss auf den ‚Schweizer Holzstil‘“ beherrschen (S. 88–93). Dazu kontrastiert Marc Antoni Ney auf sechs Seiten mit 13 Abbildungen „Das Engadiner Haus“ (S. 74–79) in alpiner Steinbautradition und ebenso Giovanni Buzzi auf acht Seiten mit 14 Abbildungen „Bäuerliche Steinbauten im Tessin“ (S. 80–87).

Aus vielen anderen Teilen der Welt bringt der Atlas eine Fülle von Lösungen der „Wohnungsfrage“ weit jenseits abendländischen Erinnerungs- oder Vorstellungsvermögens, sei es in sozialer Hinsicht mit mehr oder minder großen Raum- oder Bau-Komplexen für das Zusammenleben von Sippen bzw. Familienverbänden (berühmt etwa die Bauten im chinesischen Fujian, S. 172–189), sei es ökonomisch bedingt die Flüchtigkeit nomadischer Unterkünfte (Beispiele aus Lappland [S. 94–10] und Sibirien [S. 102–109], aus Tibet [S. 160–171] oder dem indianischen Nordamerika [S. 338–359]), oder sei es den naturräumlichen Voraussetzungen mit spezifischen Baumaterialvorkommen geschuldet. Besonders zahlreich versammelt der Band Beispiele von Bauten aus ungebranntem Lehm – gestampft oder aus luftgetrockneten Steinen – etwa in Marokko (S. 288–303) und Syrien (S. 130–137), im Jemen (S. 138–147) und in Mali (S. 304–323), in Tibet (S. 190–207) und anderen Teilen Chinas (S. 172–181). Auch relativ dauerhafte Stangenkonstruktionen sind (oder waren) an verschiedenen Stellen der Erde zu finden, etwa auf den südpazifischen Inseln (S. 262–271), in Neuseeland (S. 272–277) und Neuguinea (S. 278–285), aber auch in Brasilien (S. 366–373) oder im südlichen Afrika (S. 324–335). Zu all dem bietet der Sammelband vielschichtiges Anschauungsmaterial, so etwa zum Bauprozess (z. B. S. 114, 144f., 195, 199, 278–280), aber vor allem natürlich – der beruflichen Vertiefung des Herausgebers entsprechend – besonders zu konstruktiven und gestalterischen Baudetails von Mauern und Wänden (z. B. S. 36, 115, 141–143, 159, 206, 221) oder Decken (z. B. S. 303), über Fenster und Türen (z. B. S. 211–213) bis zu oftmals einfach nur „schönen“ Innenräumen (z. B. S. 113, 202, 212, 250–259).

Der in jeder Hinsicht gewichtige (1875 Gramm) Band bietet also derzeit zumindest deutschsprachig (umfangreicher dagegen Paul Oliver (Hg.): *Encyclopedia of Vernacular Architecture of the World*. Cambridge 1997; die erweiterte Neuauflage durch Marcel Vellinga steht bevor) das umfangreichste und am weitesten ausgreifende

Kompendium regionaler Bauweisen, von denen viele in ihrem Bestand gefährdet sind, wie schon der Klappentext hervorhebt: „Gerade in den sich am schnellsten entwickelnden Ländern geht ein jahrhundertalter Erfahrungsschatz unwiederbringlich verloren.“ Ob der Band damit „auch für modernes Bauen von Interesse ist“, wie es dort weiter heißt, oder gar „eine Schatzkiste für aktuell drängende Fragen der Architektur“, wie eine andere Besprechung resümiert (David Kasperek in: „der architekt“ vom 14.2.2020), sei hier nicht beurteilt. In kulturhistorischer Hinsicht jedenfalls liegt die hohe Bedeutung des Bandes allein schon in der Präsentation der Vielfalt der Welt auch in baulicher Hinsicht und im Aufruf zur Bewahrung der einzelnen Bauten bzw. Bautypen. Nur was in seinem Wert er- und bekannt ist, kann überhaupt Hoffnung haben, tradiert zu werden – und sei es wenigstens in exemplarischen Beispielen museal.

Darüber hinaus aber kann dieser „Atlas zum Wohnen“ eine grundsätzliche Skepsis gegenüber dem besonders im britischen Raum verfolgten Konzept der „Vernacular Architecture“ nicht ausräumen. Zwar leiten viele AutorInnen des vorliegenden Bandes die Besonderheiten der behandelten Bauten für die Lesenden nachvollziehbar aus den jeweiligen funktionalen Erfordernissen im naturräumlichen Bedingungsgeflecht von Klima und Materialverfügbarkeit ab, und nicht selten werden auch die historisch-sozialen Grundlagen erläutert, jedoch erfüllt sich nicht die Hoffnung, durch den zusammenschauenden Vergleich möglichst vieler regionalspezifischer „traditioneller“ Architekturen vertiefte Erkenntnisse über die Einzelfälle hinaus zu gewinnen. Was bleibt, ist vielmehr die einleitende Feststellung des Herausgebers: „Es ist faszinierend zu sehen, wie ähnliche Voraussetzungen manchmal in weit auseinanderliegenden Regionen zu ähnlichen Bautypen führen – gelegentlich aber auch zu vollkommen unterschiedlichen“ (S. 20).

Tatsächlich wird selbst von den derzeit engagiertesten Vertretern des Konzepts (siehe etwa Marcel Vellinga: *The End of the Vernacular. Anthropology and the Architecture of the Other*. In: *Etnofoor, Architecture* 23, 2011, S. 171–192; <https://www.jstor.org/stable/23217887> [17.5.2020]) nicht in Abrede gestellt, dass die Definition des „vernakulären“ oder „traditionellen“ oder „anonymen“ Bauens trotz jahrzehntelanger Bemühungen unscharf bleibt. Es kann deshalb auch der vorliegende Band keinen Gewinn erzeugen durch den Vergleich z. B. von möglichst wehrhaften Verteidigungsbauten einer sesshaften Bauernbevölkerung mit den möglichst flexiblen Unterkünften von Viehherden-Nomaden. Auch flankierend herangezogene Definitionen können kaum günstigere Vergleichsgrundlagen schaffen, denn spätestens dann, wenn er städtische Ansiedlungen (etwa im Jemen [S. 138–147] oder in Indien [S. 221–226]) mit ihrer sozialen Ausdifferenzierung einbezieht, muss auch der vorliegende Band mehr zeigen als pauschal „Wohnbauten der normalen Bevölkerung“ oder „der einfachen Menschen“. Natürlich gehören dort (wie bekanntlich auch in den ländlichen Regionen des Artlandes [siehe S. 43] und Süddeutschlands [siehe S. 62–65]) die aufwendigsten Häuser den gar nicht mehr so normalen und einfachen Menschen, ist also das Bauen auf kleinstem Raum weitaus differenzierter, als es der Begriff „traditionell“ beinhaltet. Untauglich ist schließlich auch die Hilfsdefinition der „Architektur ohne Architekten“ bzw. „ohne Stammbaum“ (nach Bernhard Rudofsky: *Architecture Without Archi-*

pects: A Short Introduction to Non Pedigreed Architecture. London 1964), denn diese gibt es höchstens entweder bei temporären und wahrhaft ephemeren Bauten oder im Geltungsbereich moderner „Honorarordnungen für Architekten und Ingenieure (HOAI)“, d. h. eines vor kaum hundert Jahren erstmals kodifizierten Berufsbildes. Für komplexe und dauerhafte Bauten, wie sie auch der zu besprechende Atlas mehrheitlich präsentiert, werden zumindest in Mitteleuropa, wo immer Untersuchungen tiefer schürfen, Bau- oder Werkmeister als planende Instanz fassbar: Die Eigenleistung „der einfachen Menschen“ als Nutzer/Eigentümer beschränkt sich auf Hilfsarbeiten.

Und schließlich verweist der – für sich genommen ebenfalls untadelige – Atlas-Beitrag von Ximena Samper und Marieth Castro auf die völlig ungeklärte zeitliche Dimension des Konzepts vom „Vernakulären“ oder „Traditionellen“. Entweder hat die „Kolonialarchitektur in Kolumbien“ (S. 360–365) in diesem Band nichts verloren, denn die spanische Intervention hat unzweifelhaft das dort vordem Traditionelle verdrängt. Oder es wird die unter diesem „prägenden Einfluss“ entstandene Wohnhausarchitektur Lateinamerikas zum Bestandteil des Traditionellen erklärt, wobei dann freilich zu erklären wäre, welcher Art von Architektur denn zukünftig überhaupt noch der Eingang in Atlanten über das „Traditionelle“ verwehrt bleiben sollte. Vermutlich würden – wie schon vor 120 Jahren in der Auffassung der Heimatschutzbewegung – allein die Einflüsse von Industrialisierung, Urbanisierung und generell „der Moderne“ unter das Verdikt fallen.

Thomas Spohn, Dortmund
<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/18>